

Wirklichkeit vergegenwärtigt. Da indessen die Heiterkeit des Heiligen nicht aus ihm selber kommt, sondern aus der Teilhabe an der Gottheit dessen, der sich herabgelassen hat, Menschennatur anzunehmen, ist sie ein Widerschein der Erlösung, der nicht verlischt, wenn die schwerste Prüfung des menschlichen Daseins sich erfüllt: der Tod.

Die Menschen der Neuzeit erwarten alles Heil vom Menschen. Das wehrt ihnen, das wahre Wesen der Heiligen zu erkennen. Die Heiligen sind nicht Ausnahmen im Sinne einer besonderen Begabung, sondern Menschen, freilich Menschen Gottes. Sie überbieten den Menschen nicht aus eigener Kraft, sondern Gott, dem sie zugewendet sind, zieht sie an sich. Ihre Heiterkeit ist das Lächeln der Erlösten. Die humanistische Sicht des bloß Menschlichen verhindert, die Heiligen wahrhaft als Menschen und als Heilige zu sehen, und verhindert damit, daß die Menschen ihnen und ihrer Hilfe begegnen.

Conrad Ferdinand Meyers religiöse Entwicklung

Von MARIA FASSBINDER

Conrad Ferdinand Meyer ist im Gegensatz zu Gottfried Keller eine durchaus religiöse Natur. Doch gilt auch in dieser Hinsicht für ihn das Wort Hutten: „Ich bin kein ausgeklügelt Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch.“ Die Wandlungen seines „im Grunde unglaublich merkwürdigen Lebens“ spiegeln sich verhüllt in seinem Werk, offener in seinem Briefwechsel wider.

Von pietistisch-frommen Eltern, besonders der schönen, geistvollen, überzarten Mutter, hat der Dichter den religiösen Sinn, aber auch die leichtverletzliche Seele und die reizbaren Nerven geerbt. Nach des Vaters frühem Tode (1840) wird er mehr und mehr „der dunklen Schwermut Beute“. Auf der Universität bringt er es zu nichts. Er entfremdet sich allmählich ganz seinem Kinderglauben. Der religiöse Übereifer der Mutter trägt nicht unwesentlich dazu bei.

Der Aufenthalt in der Heilanstalt Préfargier, wohin die Mutter den Siebenundzwanzigjährigen, von Selbstmordgedanken Gequälten bringt, führt dank dem von Güte und Religion durchleuchteten Geist des Hauses und dem Einfluß Pascals überraschend schnell die Genesung und „Bekehrung“ herbei. Von der übertriebenen pietistischen Weltflüchtigkeit — man sieht seine Dichtersehnsucht als sündigen Hochmut, als eine Ursache seiner Krankheit an — macht er sich langsam wieder frei. Unter dem Einfluß des reformierten Theologen Henri Vuilleumier in Lausanne befestigt er sich für immer in seinem kalvinistischen Glauben.

Die Briefe aus Paris und München nach dem tragischen Ende der trotz allem sehr geliebten Mutter zeigen echte Frömmigkeit und eine jansenistisch strenge Moral. „Wenn Du meiner im Gebete gedenkst“, schreibt er sei-

ner vertrauten Schwester Betty, „so wird mich nichts anfechten . . . Wir beide wollen im Guten ein für allemal zu Hause werden . . . Man sieht, daß allenthalben nur das moralische Element den Kunstwerken Tiefe und Anziehungskraft geben kann.“

Als der fünfundvierzigjährige Dichter endlich seine volle Schaffenskraft gewonnen hat, wird er zum Sänger der Reformation (Huttens letzte Tage, Das Amulett, Jürg Jenatsch — mit der wunderbar edlen Gestalt des hugenottischen Herzogs Rohan —, Gustav Adolfs Page; mehrere Gedichte: Die Füße im Feuer, Das Weib des Admirals u. a.).

Zeit Lebens wird es ihm schwer, „Religionsgespräche mit gegenseitiger Achtung zu führen“, wie der Hugenott Chatillon es möchte (Das Amulett). Allem Katholischen gegenüber verfällt er leicht in einen verächtlichen, spöttisch-ironischen, ja pharisäischen Ton, was ihm sonst so fern liegt. Wie das einfache Volk im „Heiligen“ kann er „Gefäß und Inhalt nicht trennen“; und doch läßt er Thomas Becket, der die irdischen Mängel am Leib der Kirche tadelt, das tiefkatholische Wort sagen: „Die Seele der Kirche aber ist Tugend, Bescheidenheit, Erbarmen, Keuschheit, kurz alles, was jener Andere gelehrt hat.“

Es zeugt für Meyers Streben nach Gerechtigkeit, daß sich fast in jedem seiner Werke wenigstens ein sympathischer Vertreter des Katholizismus findet: Boccard (Amulett), Lukretia und P. Pankraz (Jürg Jenatsch); P. Hilaris (Engelberg), P. Amiel (Leiden eines Knaben). Astorre, der Franziskaner, wird „mit Grund“ vom Volk verehrt wegen seines großen Verzichts, und „weil er sein Leben in Zeiten der Seuche, ohne zu markten, für den Geringsten preisgab“ (Hochzeit des Mönchs). Vom Pater Mamette, einem andern Sohn des „heiligen Franziskus, des Meisters der Selbstüberwindung“, heißt es: „Er nahm einen verunglückten Maurer in seine Arme und hob den Sterbenden mit mehr als mütterlicher Liebe in den Himmel.“ Es scheint, daß der Dichter „die Kutte des heiligen Franziskus hochgeachtet“ hat. Ja die Worte, die Mamette über „das Geheimnis der heiligen Armut, den unerschöpflichen Born des Glücks“ sagt, verraten mehr als das (Angela Borgia). Jürg Jenatsch, obwohl „erprobter Protestant, hält jeweilen eine Andacht zu St. Jürg, seinem Namenspatron, dem heiligen Drachentöter“. Ignatius von Loyola erscheint Hutten eher geheimnisvoll und wesensfremd als unsympathisch. Von der „Magd Maria“ wird immer mit Ehrerbietung gesprochen. Einmal erwähnt Meyer das katholische Sterbegebet, „jenes großartige: Brich auf, christliche Seele!“

Der Winter 1871/72 in Venedig wandelt den Moralisten in einen Ästhetiker. Er sucht jetzt in der Kunst das Sinnlich-Blendende und nimmt seine Stoffe gern aus der Renaissance. In dieser Periode, von 1875 bis 1885, auf der Höhe seines Schaffens, ist er in seiner religiösen Haltung schwankend. Doch beginnt er — wie seit langem — jeden Tag mit dem Lesen der Bibel. Es machen sich fatalistische, skeptische, fast pantheistische Anschauungen bei ihm geltend. Charakteristisch für seine damalige Zwiespältigkeit ist eine

Briefstelle vom Jahre 1883 an Luise von François, mit der er am offensten über Glaubensfragen spricht: „Sie würden sich wundern, wie derselbe Mensch nicht nur soviel Sehnsucht nach ewigen Dingen, sondern auch eine so große Anhänglichkeit an das Luthertum, die fest konstituierte Kirche, mit der sehr strengen Kritik der evangelischen Schriftstücke und mit dem überzeugtesten Monismus, dem entschiedensten Mißtrauen in alle andern als menschlichen Kategorien vereinigen kann. Ich muß zuweilen selbst über die Widersprüche lachen.“

In der „Richterin“ nimmt das moralische Problem wieder einen größeren Platz ein. „Ich fühle immer mehr die ungeheure Macht der Moral“, schreibt er 1887 an seinen späteren Biographen Adolf Frey, „ich werde sie in meinem neuen Buch (Die Versuchung des Pescara) mit Pauken und Trompeten verkünden“. Der Stoff ist noch der Renaissance entnommen, aber Pescara ist nicht mehr der Ichmensch jenes Zeitalters. Weil C. F. Meyer unter der Verständnislosigkeit der Menschen viel zu leiden hatte, war er in wachsendem Maße gütig und rücksichtsvoll geworden.

Es mußte mich so viel verwunden,
Es wurde mir so weh getan,
Daß ich in meinen herbsten Stunden
Nun keinen mehr verletzen kann. (,,Zensurlücke“)

Wurde er verkannt oder verleumdete, so vertraute er wie Pescara „der Zeit und der ewigen Gerechtigkeit“. Herzog Rohan rät „voll christlicher Milde“ der rachefordernden Lukretia Planta, „Frevel durch Opfer der Liebe und nicht durch Gewalttat zu tilgen“ (Jürg Jenatsch). Gegen Verleumdungen verschloß der Dichter sein Ohr: „wie manchen Funken, der mir zugeweht wurde, habe ich ausgetreten“, sagte er einmal zu Frey. Leid und Unheil der Menschen bereiteten ihm zuweilen „unsagbar dunkle Stunden“ (Der Berg der Seligkeiten). Nicht immer fand er den Trost, den er zugleich mit der Klage in „Friede auf Erden“ ausspricht:

Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Auch Thomas Becket sucht dieses Reich. Deshalb will er „als Diener und Bruder des Nazareners, an dem keine Ungerechtigkeit gefunden wurde“, sich der Armen und Mühseligen annehmen. (Daß nicht die Liebe zu Christus, sondern der Haß gegen den König ihn dazu treibt — weshalb ihm die wahre Grundlage zur Heiligkeit fehlt — bleibt ihm selbst vielleicht unbewußt.) Des Dichters Mitgefühl für andere erweitert sich allmählich zu einem sozialen Verständnis, das zu jener Zeit sicher nur wenige seiner vornehmen Standesgenossen besaßen. Er sieht voraus, wie einst alle an dem Tisch sitzen, an dem das Brot des Geistes gebrochen wird (Alle). Der jüngste von „Haruns Söhnen“ verkündet dem Vater, seine Stellung als Kalif sei „Raub an seinen Brüdern“, für den er einst gerichtet werde. Auch der echt christliche Gedanke der stellvertretenden Sühne findet sich in diesem Gedicht.

Die schwere Krankheit vom Jahre 1888, die dem scheinbar wieder Genesenen ein Gefühl der „Lebensunsicherheit“ hinterläßt, bedeutet wieder eine entscheidende Wende. Während die Gestalten der ersten Werke oft kaum ein Schuldbewußtsein, jedenfalls keine Reue haben, erkennt Giulio in Angela Borgia die eigene Verschuldung seines unseligen Geschicks. Das Wort seines leicht beschwingten Freundes Ariost: „Der Quell echter Reue sprudelt in heiligen Tiefen, und nur in der einsamen Stille seines göttlichen Ursprungs waschen sich schuldige Hände und Seelen rein“, drückt C. F. Meyers eigene Überzeugung aus. Ergreifend schön kommt der Gedanke, daß nur ganz von Schuld gereinigte Seelen ins Himmelreich eingehen dürfen, in dem Gedicht „Am Himmelstor“ zum Ausdruck. Die tote Geliebte wäscht sich am „Quell davor mit wunderlicher Hast“ immer wieder die Füße.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?“
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen.“

Meyer war auch in seiner besten Zeit mit dem Tode vertraut wie Hutten, Rohan, Gustav Adolf, Pescara. (Vgl. die Gedichte „Der Marmorknabe“, „Kamerad“, „Das Heute“, „Der Tod und Frau Laura“.) Jetzt, da für ihn „die ewigen Lichter fangen an zu funkeln“, denkt er sehr oft an übernatürliche Dinge; sein Glaube an ein jenseitiges Leben wird ganz fest. An seinen Freund Felix Bovet schreibt er: „Trotz all meiner Anstrengungen, dem Christentum oder wenigstens seinen letzten Konsequenzen zu entfliehen, fühle ich mich — jedes Jahr mehr — durch etwas, das stärker ist als ich, zu ihm hingeführt, manchmal sogar mit großer Heftigkeit und zwar aller Kritik und Philosophie zum Trotz.“

Was ihn unlöslich mit dem Christentum verbindet, ist die Gestalt Christi. Schon in seiner Frühzeit fühlt er „sein ödes, wildes, widerspenstiges Herz“ hingezogen zu „dem blassen Bild der Leiden“. Nach seiner Rückkehr von Préfargier und Lausanne schreibt die Mutter: „In einem Punkt bleibt Conrad treu. Seine Liebe zu unserm göttlichen Erlöser wächst in dem Maße, als er sich von seiner eigenen Schwäche überzeugt.“ In Paris tröstet ihn die Erkenntnis, daß „es doch Menschen gebe, die nach dem Bild und der Lehre des Heilands die Wahrheit suchen“. Häufig wird Christus im Werk des Dichters genannt; ein warmer Schimmer liegt über diesen Stellen. Jesus ist „der Heiland, des Menschen Sohn, der Knechtsgestalt angenommen hat, um uns mit seinem teuren Blute zu erlösen, uns Gerechtigkeit gegen alle und Milde gegen Schwache zu lehren, der süße Pelikan, der sich uns allen zu Lieb und Heil die Brust geöffnet hat“. Unwiderstehlich wird der zartempfindende Dichter von der Güte des „Unvergleichlichen“, von dem „göttlichen Brunnen der Barmherzigkeit“ angezogen. In der Legende „Jesus und der tote Hund“, die der persische Teppichhändler (Angela Borgia) erzählt, wird „gleichsam auf der Rückseite einer kostbaren Tapete die Purpurfarbe seiner Barmherzigkeit sichtbar“. Symbol der mitleidvollen Güte Jesu ist „das göttliche,

dorngekrönte Haupt, die göttliche Wahrheit im Dornenkranze“. Beim Anblick des Gekreuzigten spürt der sterbende Hutten, daß ihm die Schmerzenslast fast um die Hälfte abgenommen wird: „Mein dorngekrönter Bruder steht mir bei“. In der „Krypte“

soll sich neigen
Das heilige Haupt, das Dornen scharf umwinden!
Ich glaube, einige werden niedersteigen.
Dort unten werden einige Trost empfinden.
Wir mögen, wenn die Leiden uns umnachten,
Nicht Glück, noch Ruhm, nur größern Schmerz betrachten.

Atalante Baglioni will dem Mörder ihres Sohnes fluchen, da sieht sie:

Ihres Knaben Haupt, ein blondes ist es,
Wie das dorngekrönte Haupt des Christes!
Wie des Christes Haupt ist's ein erbleichtes,
Auf die Schulter friedevoll gencigtes!

Ihrem Knaben steht die Seite offen,
Wo der Speer Longins den Herrn getroffen ...
Haß und Fluch erlischt auf ihrem Munde,
Sie verehrt die heil'ge Seitenwunde ...

(Die Seitenwunde)

Auch in den schwermutvollen Betrachtungen des „Heiligen“ vor dem „Fürsten der Schmerzen“ klingt die Liebe durch, obwohl der erzählende Armbruster nicht weiß, „ob Herr Thomas den Hochgelobten wie wir als Gott selber anrufe“.

Die Hinwendung des von Todesahnungen erfüllten Dichters zu Gott kommt in seinem letzten Werk „Angela Borgia“ (1891) deutlich zum Ausdruck. Er läutert sich wie Giulio d'Este „in der großen Schule der Geduld“ (Brief an Fritz Wyss). Als die Schatten langsam anfangen, seinen Geist zu umnachten, bittet er die Schwester: „Bete Tag und Nacht für mich! ... Vergiß mein nicht vor Gott!“ „Wir stehen in Gottes Hand“, schreibt er nach schmerzlichen Verlusten in der Familie an Luise von François, „damit wollen wir uns trösten“. Den gleichen Gedanken hatte er viel früher in dem bekannten Gedicht „In Harnesnächten“ ausgedrückt. Der dem Tode geweihte Fuß sieht von seinem Kerker aus einen Zug von Reihern:

„Sie wissen Pfad und Stege,
Sie kennen ihre Wege —
Was, meine Seele, fürchtest du?“

(Hussens Kerker)

So hat wohl der Dichter am Ende seines Weges als „Pilgerim und Wandersmann“, von Gottvertrauen und der natürlichen Furcht vor dem Tode erfüllt, auch zu seiner eigenen Seele gesprochen. „Jede Regung und Bewegung sei in Gottes Dienst gegeben“, heißt es in einem der wenigen Gedichte, die er nach seinem Zusammenbruch noch schreiben konnte. Eines davon drückt Liebe und Zuversicht zum leidenden Heiland in ergreifender Schlichtheit aus:

Du bist für mich gestorben, und das Leben,
Das ew'ge, hast du mir dafür gegeben.
Laß mich dein totes Angesicht beschauen
Und dir vertrauen!
Du bist für mich geopfert, heilig Wesen,
Laß mich genesen!

(Zuversicht)

Im letzten, nicht mehr vollendeten, aus seinem Todesjahre tröstet sich der Leidende mit rührenden Hoffnungsworten:

Warum trägst du, meine Seele, Leid?
Worüber tröstet dich Unsterblichkeit?
Du wirst nach diesen dunklen Erdentagen
Ein himmlisch Kleid mit langen Falten tragen.
Und alles, was gelitten du auf Erden,
Wird dir in Seligkeit erstattet werden.

Das Gesicht des toten Dichters „zeigte etwas von jenem großen Leuchten, das die eben entschleierte Firnen in der Ferne umschimmerte“ (Frey). Als ob er hätte sagen wollen: „Trauert nicht; denn ich bin in der Freude“ (Das Amulett).

Auf Sternensuche im Pamirgebiet

Von NIKOLAUS GURJEW

(Schluß)

Wir schlugen unser Lager direkt am See auf, genau 2260 Meter über dem Meere und erwarteten mit Ungeduld den Einbruch der Nacht. Sie brach dann auch mit subtropischer Schnelligkeit und tiefster Finsternis herein. Nur noch am Rauschen des Wassers konnten wir das Seeufer feststellen.

In diesem völlig schwarzen Nachthimmel traten die Sterne auch entsprechend kontrastreich hervor. Noch nie hatte ich solch klaren schwarzen Himmel gesehen. Der Durchsichtigkeitskoeffizient, in mehreren Beobachtungen bestimmt, war an diesem Punkt sehr hoch, $0,932 \pm 1$. Leider war jedoch im Nordwesten der Blick über den Horizont durch das Ganzar-Massiv bis fast 25 Bogengrad abgeschnitten und im Süden verwehrten Istirek und Doschtschimernaja die Sicht mit 8 bis 10 Bogengrad. Es war also nötig, unsern Lagerplatz zu wechseln und unsere Zelte im südlich des Sees liegenden Gebirge aufzuschlagen. Schon am nächsten Tag zogen wir auf Erkundigung aus. Nachdem wir den See mit einem ganz alten, morschen Boot aus Oberst Ionoffs Zeiten überquert hatten, bestiegen wir erst einmal den Istirek. Unterhalb des Gipfels, bei einer Quelle, fanden wir einen ziemlich gut erhaltenen Erdbunker. Dort hatten zwei Jahre früher die Zonenforscher Kurnizoff und Eropkin einige Nächte lang Tierkreis-Lichtbeobachtungen gemacht. Als wir ihre alte Arbeitsstätte betraten, waren sie längst von der NKWD verhaftet und in Konzentrationslager verschickt. Ein, leider, sehr häufiges Forscher-Schicksal in den UdSSR!

Diese alte Beobachtungsstelle war jedoch im Norden des Gipfels, so daß dieser den südlichen Horizont verdeckte. Wir beschlossen deshalb, den verlassenen Erdbunker als Lebensmitteldepot zu benutzen und unsere Beobachtungsstation direkt auf dem Gipfel zu errichten, in 3650 Meter über dem Meere.

Dieser unser erster Erkundigungsgang endete beinahe mit einer Katastrophe. Der Himmel leuchtete bereits im Abendrot, als meine Frau und ich